

Zu spät!

Novelle von A. Hoffmann.

Es ist neun Uhr Abends. Mondüber- gossen liegt der Golf von Bahia da. Der ganze Himmel funkelt in dem inten- siven Gelblicht, das nur den Stern- nächtigen der Tropen eigen. Meer und Himmel ruhen, am Lande aber regt sich das Leben, das Nachleben des Tages. Welche und farbige Allen im bunten Ge- misch die Gärten, die östlichen Plätze der Ober- und Unterstadt. Es ist heute ein mehr als gewöhnliches Treiben auf den Straßen; alle Welt wartet auf die neuesten Depeschen von Rio de Janeiro, das eben von dem Geschwader der Auf- sichts-Brigade blockiert ward, und der bar- sigen Zeitungsjungen bläst das Ge- schick.

Die Straße von Victoria herab kom- men ein paar leichte Geschäfte. Weiße Damenkleider leuchten durch das Dunkel, helle Mädchenstimmen schwirren durch- einander.

„Schnau, Regina, ein Negerball!“ sagte der allerliebste brasilianische Bad- fisch mit den fragenden Glutaugen zu dem jungen Mädchen, das neben der äl- teren Dame im Fond des ersten Wagens sitzt, „den wirst Du fährst erste nicht wie des Feuers.“

Und selbst hat sie ihre Hand nach den erleuchteten Fenstern hinüber, hinter deren Scheiben die dunklen Wollköpfe und grellen Karbon-Touletten der schwarzen Söhne leuchten. Die Angeredete, ein natürliches blondes Mädchen, antwor- tet mit einem leisen Seufzer: „Ich werde Brasilien niemals verlassen.“

„O Regina, Regina, auch mich nicht und die Mutter und Ja und Floriano was alle nicht?“

„Auch alle nicht, Ihr lieben Men- schen!“ entgegnete Regina bewegt; und sie spricht die Wahrheit. Ja, sie liebt dieses heißblütige, leichte Mädchen, das eben da drunten „Bia Beirato, viva Brasil!“ ruft, das nicht leben kann ohne Revolution, ohne Balloergelächel, und doch im Grunde so harmlos ist, das sich freuen kann wie Kinder und soeben an den Kir- chentüren Koteten aufreizen läßt als Schluß seines Stotterbittens.

Sie läßt die kleine Gewand und giebt sich noch einmal dem ganzen Zauber des fremdartigen Lebens hin, zum letzten Male!

Drei volle Jahre hat sie hier verbracht, auf diesem sonnigen Stück Erde die schönsten drei Jahre ihres Daseins, wie sie sich geistlich wiederholen muß. „Ist da ein Wunder, daß ihr das Schicksal so sauer fällt, das Schicksal von dem Glück?“

„Kind, nehmen Sie's nicht allzu schwer!“ sagt die freundliche Matrone, die Herrin des Hauses und ihre mütter- liche Freundin, als Regine die Thränen aus den Augen wusch. „Sie gehen doch der Glimmer entgegen, der Liebe Je- rer Verwandten und dem eigenen Heim!“

„Und wir begleiten Sie ja noch mit an Bord,“ versichern der Vatersitz und dessen dem zweiten Wagen entsetzte jüngere Schwester zu rufen.

Es ist während zu sehen, wie die Kin- der an ihrer blühenden Erzieherin hän- gen, wie ein jedes in dem Boote, das sie nun nach der weiter drinnen im Hafen ankernden „San Jose“ hinüberfährt, den Blick an ihrer Seite zu gewinnen sucht, und mit welchem Interesse sie später das Schiff und seine Einrichtungen in Augen- schein nehmen, das ihnen die geliebte Lehrerin entziffern soll. Bald traurig, bald lachend und lachend klagen die fre- schen Stimmen durch einander in der weidlichen Landessprache. Besonders Maria, die Älteste, ist entzückt; ob der Eleganz des Dampfes; einmal über das das andere meint sie, es müßte herrlich sein, vom Sturme dahin geschaukelt zu werden.

„Vom Sturm!“ entsetzten sich die andern. „Fräulein, wie lieben Sie das Schiff am meisten. Auch im Sturme?“

„O, wenn ich erst Fräulein bin, ich würde wohl, wie ich es liebe“, fällt da wieder das Badfischmündere muntere Stimmchen ein: „Voll junger Leute.“

In diesem Tone geht es fort. Da aber kommt der Abschied, und in Trän- nen aufgelöst verläßt die hübsche Schaar der jungen Brasilianerinnen das Schiff. Lange noch winken die weißen Taschen- lächer durch das Dunkel der Nacht zu Regine hinüber, die mit verengerten Augen gegen die Brüstung des Bromen- den-Decks lehnt und sehnsüchtig zum Lande hinübersehnt.

Es fröhelt sie, fester zieht sie ihren Plaid um die Schultern, ein unsagbar trauriges Gefühl überkommt sie, und sie ist jetzt froh, allein und dem Gewir der plaudernden Kinderstimmen überhoben zu sein.

„Wer hätte das gedacht, als sie damals bräuben“ ging, wie schwer ihr das Schicksal von dem verschärften Fieber- lade werden würde! Da war sie eben- falls von einer Kinderstube an Bord ge- leitet worden; nur weniger lärmend lächelte sie sich jetzt, als dieses dunkel- lichte Kinderwolk des Südens, auch noch viel jünger als diese waren damals die Glanzköpfe ihrer kleinen Ver- wandten. Ja! wie heute war sie aber auch damals, nachdem Schwager, Schwester und Nichten sie verlassen, auf Deck auf und ab gegangen und hatte der Zeit gedacht, unter die sie durch ihre Ein- schiffung einen Strich gezogen. Sie schämt sich, sehr, sehr unglücklich dabei gewesen zu sein, — ist sie heute glück- licher?“

Damals hatte sie's einerlei geschienen, ob sie nach Brasilien oder nach dem Feuerlande ging. Nur fort hatte sie wollen, fort um jeden Preis! Ihr selbst- ständiger Charakter verweigert nicht die engen Verbindungen der mit Vorurtheilen erfüll- ten Luft einer präussischen Kleinstadt, die

verwöhnt hatte die Heimath das arme Mädchen aus unmittelbarer Beamten- familie wahrlich auch sonst nicht! Arbeit und Sparsamkeit und Arbeit, wieder umgekehrt Sparsamkeit und Arbeit, hie-ßen die Lösungsworte schon in Regines Elternhause, wo sie ihre treulose näch- terne Kindheit verlebte, hießen sie auch noch für die junge Erzieherin, die das harte Brod der Dienstbarkeit essen mußte.

Und doch durfte sie nicht murren, nicht klagen, über ihre abhängige Stellung; was doch selbst diese noch ein Geschenk des Schicksals, das nur ein Opfer ihrer älteren Schwester ihr erkauft hatte.

Mochten die Leute auch Lehrtäre güd- lich preisen, die eine für ihre Verhältnisse über die Wagen glückliche Partie gemacht hatte durch ihre Verheirathung mit einem wohl- sitzten Hamburger Kaufmann, dessen bezahlte Vermögensumstände den ihren opulent und äppig erschienen; Regine mußte es besser! Nur sie hatte hinter die Kulissen geschaut, hatte der Schwester Thränen und Verzweiflung gesehen; nur sie mußte, daß die Vielbesetzte sich eine heisse, ausschließliche Liebe aus dem Herzen gestiftet, ehe sie ihrem späteren Gatten die Hand reichte, den Eltern und Regine zu liebe. Denn immer dörftiger waren die Verhältnisse im Elternhause gewor- den, die Mutter kränkelte, der Vater hatte sich pensioniren lassen müssen und mußte nicht ein noch aus, um die für die Erziehung seiner Jüngsten erforderlichen Mittel zu beschaffen.

Da war es denn wirklich ein Glücks- zufall ohne Gleichen gewesen, als der wohlhabende Schwager sich erbot, Regine in sein Haus zu nehmen und sie das Lehrerin-Seminar besuchen zu lassen.

Dort hatte Regine schöne, erinnerungs- reiche Tage verlebt. Ein hoch aufge- schlossener, verklärter Hochschüler, der ihre Ankunft, war sie förmlich aufge- blüht im Hause der Schwester, hatte sich entwickelt in ungebundener, überaus fröh- licher Weise. Aus dem unglücklichen Kinde mit dem stählernen Sorgenschleier war ein schön- artiges Mädchen geworden, das in seiner Charakterfestigkeit und selbstständigen Denkart alle Anforderungen, die das Leben an sie stellte, gewachsen war. Nach- nächtern, strengem Grundwissen erzeugen gab sie sich freilich keinen Täumereien oder Illusionen über die Ausfüllung eines vernünftigen Mädchens hin. Sie war auf sich selbst gestellt, das mußte sie, ihre Schicksal konnte ihr wenig nützen. Glück verlangte sie nicht, auch Liebe nicht ihrer thörichten Natur entbehrlieh, ihr genügte es vollumf, dem Leben ge- recht zu werden.

Ein poetischer Mädchenkopf mag das wohl nicht sein, der so läßt und überlegt zu denken vermag, doch was will man, — „c'est la vie!“ — Ehrenhaft war die spätere Prosa durch und durch, und als Regine glänzend in der Gramen bestanden, da litt es sie nicht mehr im Hause des Schwagers, da ging sie fort und sah ihr eigenes Brod.

Und es war nicht leicht gewesen, dieses Brod! Jahre hindurch hatte sie sich abge- müht für fremde Leute Kinder, das ein unglückliches Leben geführt, bald in diesem, bald in jenem Winkel ihres engeren Vaterlandes. Oft ist sie verkannt wor- den, man hat ihr mit Unrecht geklopft. Das entrug sie. Eines aber konnte sie nicht vertragen, und das war, wenn man sie, die arme Lehrerin, so halb verächt- lich, halb mittheilsoll über, die Mädchen ansah.

Drüben, überm Wasser, sagte man ihr, sei es anders; dort able die Arbeit, dort gäbe es keinen durch Geld bedingten Rang- und Klassen-Unterschied, dort richte sich die gesellschaftliche Stellung eines Menschen weit mehr nach seinem wahren Werthe als in Europa.

Und so war sie denn nach Brasilien ge- gangen, aus dem sie heute wieder scheiden will.

Am Regine herum wirds immer lebendiger. Die Stunde der Abfahrt rückt näher und näher. Drinnen im Raum wird noch gepackt und verladen, Passa- giere und deren Begleiter kommen und gehen, von Regine geruderte Boote um- lagern die Schiffstreppe. Regine achtet ihrer nicht. Sie starrt jetzt gerade aus, dorthin, wo Meer und Horizont ver- schimmen, wo es hinausgeht in die offene See.

Da eilt schnell ein Schritt die Treppe empor, hastig tritt ein junger, elegant gekleideter Mann an Deck und läßt den jugendlichen Blick über das Gewimmel schweifen.

Jetzt hat er beim Mondenlicht entdeckt, was er sucht; seine Augen blitzen auf, dann sieht er mit wenigen Schritten hin- ter der Deckung.

„Gott sei Dank, — ich habe Sie wie- der!“

Erblüht bis in die Lippen, ist Regine herumgeschwenkt. Mit beiden Händen klammert sie sich an die Brüstung. Auch das noch! Soll ihr denn nichts erpar- tet sein?

„Regina!“ flüstert leidendhaftlich der Jüngling, indem er nach ihren Händen blickt. „Kannst Du wirklich so gehen? Das konntest Du mir antworten?“

„Und seine Blide hangen mit verzehren- dem Feuer an der schlanken Gestalt der Nordländerin. Es ist, als könnten diese Augen nicht lassen von ihr, dieselben Augen, mit denen vorhin seine Schwester, das schöne, halbwüchsige Mädchen, sie angesehen. Ohne zu antworten, sieht Regine ihn an, lange, — lange. Und wie ihr Aug sich in das seine senkt, da wird es weich um ihr gepanzertes Herz. Da- hin ist ihre Beherrschung, ihrer selbst nicht mehr mächtig, sinkt sie an seine Brust.“

„Floriano, — mein Floriano!“

„Und ihre zitternden Lippen lächeln seine Rüsse und erwidern sie.

Da tän die Schiffsglocke, das Zeichen,

daß alle Nichtpassagiere das Schiff in einer halben Stunde zu verlassen haben. Regine schreit sich empor, sie entwin- det sich den sie umschlingenden Armen. „Floriano,“ sagt sie, „uns bleibt wenig Zeit, aber solange ich atme, werde ich dem Himmel danken für diese kurze Spanne Glück!“

„O Regina, warum willst Du uns verlassen? Ich liebe Dich so heiß und innig, die Weinen lieben Dich! Nur ein wenig Geduld habe noch, bis ich Dich heimführen kann.“

„Rit, Floriano, — das wird nie ge- schehen!“

„O Regina, so ist es wohl, was die Kinder sagen? Ein Anderer wird Dich sein nennen, dort in den kalten Ländern jenseits des Ozeans, wo's keine Liebe, keine Wärme gibt? Deshalb wollest Du gehen ohne Abschied?“

„Ersparen wollt' ich's Dir, — Dir und mir. Denn sich, Floriano, Du weißt es längst, wie ich Dich liebe, Dich geliebt habe, fast seitdem mein Fuß diesen Boden betrat. Ich habe gekämpft mit mir und gerungen, um diese Liebe zu erlösen. Es war vergebens!“

„Und dann laßst Du mich lassen, Du Kaité?“

„Kenne mich nicht kalt, — es muß sein! Unter dem Zeichen der Entlosgung ent- stand und wuchs unsere Liebe. Heute liebe ich Dich, liebt Du mich, — wie wird es nach fünf Jahren sein? Nach fünf Jahren, aber wie lange? — Du, Floriano, nicht als Mann noch im Anfange des Le- bens, und ich — bin älter als Du!“

„Und das soll ein Hinderniß sein, Re- gina?“

„Für Dich, den Südländer, ist es et- was, Floriano, und ein unübersteigliches für Deine Familie, bei all ihrer Güte! Das habe ich zu spät begriffen, sonst hätte ich mich vielleicht besser beherrscht! Ich, ich muß hinüber! Ich erlaube den Wunsch meiner sterbenden Schwester und troge zugleich eine Schuld der Dankbarkeit ge- gen sie ab. Ihren Kindern will ich Mut- ter sein und dem Manne, der alles durch ihren Tod verlor, — eine treue Gattin. Das habe ich mit meinem Schwager ge- sprochen, als er mich jetzt an seine Seite rief. Wer geben kann ich ihm nicht, doch er ist gerecht. Sieh, Floriano, sei auch Du zufrieden und habe nicht mit dem Gefühl, das mich zehn Jahre so früh auf diese Erde schickte!“

„O Regina, Du hast kein Herz! Ich aber entage es nicht, — ich liebe mich wenn Du gehst!“

„Denke an Deine Mutter, die dann mit stunden würde! Willst Du schwächer sein als ich?“

„Regina, was thust Du mir,“ haucht Floriano seiner Thänen nicht mehr Herr. „Doch ich werde stark sein, — Dir zu lieb!“

„Wohl mein Geliebter,“ sagte Regine, sich zu ihm beugend und seine Stirn kü- send. „Ich küßte mich nicht in Dir!“

„Laß mich's Dir gehen, auch ich bin ja jetzt nur stark, weil ich kein Ersterben Deiner Liebe ertrüge, weil ich — wagnis- sinnig müde in dem Gefühl, alt gewor- den zu sein, während Dir noch die Ju- gend lächelt.“

„Ihn Augenblick sich abkehrend, birgt das Mädchen das Antlitz in den Händen. Als nun zum letzten Mal die Schiffsglocke erklingt und sie sich wieder zu Floriano wendet, da sind ihre Hüfte wohl bleich und starr, aber gefest.“

„Leb wohl, Floriano!“

„Leb — wohl, — mein Glück!“

Ein stummer Händedruck, — und Regine steht allein, während das letzte der Boote vom Schiffe löst.

„Dann ist's, als ob der mächtige Golof Athem holt; das Schweben der Mas- schine, in gleichmäßigem Arbeiten über- gehend, setzt ein, der Anker steigt und die Räder drehen sich.“

Mit buntem Lichte grüßt die Agentur der Schiffahrt-Gesellschaft am Lande den scheidenden Dampfer, und die fah- renden Blicken mit wunderbar gemischten Gefühlen zu den dunkeln Palmen hin- über.

Auch Regine steht hinten am Deck des Schiffes.

„Herr, mach' mich stark,“ flüsterte sie, „laß mich gut sein, auch wenn das Herz todt ist!“

Da steht sie zu ihren Füßen eine von Floriano verlorene Rose schlümmern. Sie hebt sie auf und preßt die Lippen darauf, — dann weint sie heiß und immer heißer. Sie hat ihr Glück in dem Sarg gebettet, — es nachte zu spät!

Daß in der guten Seefahrt der freien Republik Nicaragua, San Sebastian del Norte, irgend etwas los sein müßte. Da ist ja faul war, hinunterzugehen, denn ich vermuthete, es wäre eine Revo- lution ausgebrochen, wollte ich mich eben anschauen, durch grübelndes Nachsinnen die Ursache des Karmes zu erforschen, als mein schwarzer Diener kalkleisch vor- schred ins Zimmer stürzte, den Mund zweimal aufreiß und wieder zusammen- klappte, die Augen dabei so verdrehend, daß sie hörbar knirschten. Sonst gab er keinen Ton von sich.

Endlich brachte ihn mein liebevoller Zupack und die in lebenswärtigster Weise gemachte Zusicherung, daß ich ihm alle Knochen entweide schlagen würde, wenn er nicht bald reden wolle, dahin, die Worte auszusprechen: „Ein Löwe, ein Löwe!“

Da ich Mitglied des Vereins für Ver- breitung der Bildung in den niederen Volksschichten bin, war ich gerade im Begriff, dem Besähten auszuhandeln, daß es in Südamerika keine Löwen gäbe, und daß er wahrscheinlich den in Drehm's Theaterleben auf Seite 495 näher beschriebenen Bama oder Ka- guar meine, als mein Hauswirth die Thür aufreiß und ebenfalls: „Ein Löwe! Ein Löwe!“ schrie.

„Nun hielt ich es an der Zeit, meinen naturwissenschaftlichen Vortrag zu unter- brechen, eiligt mein Gewehr zu ergreifen und zum Fenster zu laufen. Kaum dort angekommen, zog mich mein Hauswirth an den Rockschößen ins Zimmer zurück. „Um Gotteswillen, nicht schreien! nicht schreien!“ schrie er entsetzt.

„Warum denn nicht?“

„Dann kommt er her: Dann kommt er her!“ jammerte der Geängstigte weiter. „Kannst er her, kommt er her!“ wie- derholte sich heulend mein schwarzer Diener.

„Welcher, er denn?“

„Der Löwe, der Löwe!“ schrien Dirte und sprangen vor Angst in der Stube umher.

„Ja, wo ist er denn?“ fragte ich.

„Wenn man das wüßte“, entgegnete mein Vermittler, „dann —“

„Dann könnte man ihm zu Leibe gehen“, ergänzte ich.

„Nein, dann könnte man ihn ent- wickeln!“

„Ja, entwicken“, erbot wimmernd der Neger.

„Ich ließ das Heidenpaar ruhig weiter- zittern, verollständigte rasch meinen An- zug und eilte fort, dem Marktplatz zu.

Die Verwirrung entsprang dem durch sie entstandenen Lärm. San Sebastian del Norte sahen auf den Weinen, Männer, Frauen und Kinder liefen schreiend, heulend, kreischend, untermisch- mit Hühnern, Hunden und Schweinen, auf dem ziemlich großen Platz umher, dazwischen hatte man Rittkür aufgestellt, die Feuerwehre Strichen aufgeschrien, während der Generalstab in der sicheren Ude berathschlagte, ob man die Willigen sindeinrufen sollte, oder ob die vorhandenen Streitkräfte, etwa 300 zum Theil mit brauchbaren Gewehren bewaffneten Trup- pen genügen, um den Kampf mit dem Ungeheuer aufzunehmen. Die Glocken läuteten noch immer und gelinde Signal- töne riefen die etwa noch ausgebliebenen Soldaten auf ihren Posten.

„Ich lief zunächst zur Feuerwehre, die völlig kampfbereit war. Die Strichen waren gefüllt, die Pumpenschwengel ge- hoben, die Pompeier, die Hände an dem Schengel, warteten auf das Signal, loszuspringen, nur der Schlauchführer be- mühte sich vergebens, das Mundstück vorsetzen an den Schlauch zu schrauben.

„Ich machte den Kommandanten auf den Fehler des Schlauchführers aufmerksam, und anstatt daß dieser seinen Unterge- denen durch freundliche Belehrung zurecht- gewiesen hätte, schrie er in brutalem Tone: „Vorwärts, schnell los!“

Leider hielt die Pompeier diesen Zu- ruf für das Kommando, loszuspringen. Schwub sauste der Schwengel auf der einen Seite nieder, und der mündlich- lose Schlauch spie seinen kalten Wasser- strahl mitten unter die aufgestellten Sol- daten, die schreiend und fluchend aus- einanderstoben.

Schwub sauste der Schwengel auf der anderen Seite herab. Dem erschrocken Schlauchführer wurde das Mundstück aus der Hand gerissen, völlig verblüfft ließ er nun auch den Schlauch fallen, der, sich selbst überlassen, rüchlich seine Richtung dorthin nahm, wo der Generalstab, Rath suchend und nicht findend stand.

Auf dem breiten Rücken eines biden Obeisten, der sofort auf die Nase fiel, geräuschete der kalte Strahl, die Herren mit einem Sturzregen überflüthend.

„Hähe, Gelächter, Kommandanten — halt! halt! Nicht springen!“ Ich halten durch einander, als ein Mann, ein weißes Tuch schwenkend, ahnungslos gelaufen kam und berichtete, daß der Löwe soeben in den Höfnerhall des Pfandleihers Santhiero eingebracht sei.

Nun stürzte der größte Theil der An- wesenden auf der entgegengesetzten Seite davon, nur die Feuerwehre und das Mi- litär rückten, zu ihrer Ehre sei gesagt, so- fort nach dem Höfnerhall Don Sandiero's ab. Zu verwundern war es bloß, daß die Offiziere und der Kommandant der Feuerwehre so schnell orientirt waren. Woher wußten sie wohl, wo der Pfand- leih wohnte?

„Ich, — auch zu meiner Ehre sei es ge- sagt, eilte schleunigst dahin, denn auch ich mußte genau Bescheid, leider benaudete mich ein tödlicher Zufall der Gelegenheits- meinen so selten bewiesenen Heldennuth auf's Neue unbewiesen zu lassen, denn auf halbem Wege begegnete mir ein Bote, der mich sofort, aber auch sofort, nach unserer Kaffeepflanzung berief, wo unter unserer Kaffeepflanzung Indianern wegen eines Hahnenkampfes ein Aufstand ausgebrochen war.“

Denn ich „unserer“ Kaffeepflanzung sage, so meine ich damit die meines Gheß, aber ich sage mit Vorliebe „unserer“, weil sie ihm eigentlich auch nicht ge- hörte.

„Ich war nunmehr gezwungen, die Lö- wenjagd aufzugeben, mein Pferd fatten zu lassen und nach der Plantage hinaus- zureiten. Wie ich es mir vorher gedacht, nämlich wieder ganz zwecklos, denn ab- gesehen davon, daß die Indianer einen Kasseher erschlugen, die Gedäude der Plantage niedergebrannt und den größten Theil der Ernte vernichtet hatten, war auch nicht das Mindeste geschehen. So rasch wie möglich ordnete ich die Ange- legenheit in der gebührenden Weise, in- dem ich die Unschuldigen befreite, den Schuldbiggen eine Buße verpackte und die, welche nichts gethan hatten, drin- gend vor derartigen Wiederholungen warnte. Auf diese Weise gelang es mir, am Nachmittage des nächsten Tages San Sebastian del Norte wieder erreicht zu können.“

Dort herrschte eitel Lust und Fröhlich- keit, der Löwe war besetzt, sogar lebendig gefangen und, damit er ja keinen Schaden mehr anrichte, sofort auf ein deutsches Schiff gebracht, das ihn als Geschenk für den zoologischen Garten in H mit nach Deutschland nehmen sollte. Weiter er- zählte man mir, daß zu Ehren der Hel- denthat heute Abend eine Illumination und ein Festbanket im Hahnenpavillon stattfinden werde. Die Verschönerung des Kampfes und der erblühten Gefangen- nahme des Löwen will ich aus Rücksicht für den Leser und der geringen Wahr- scheinlichkeit halber übergehen.

Sobald ich die nächste Zeit gefunden hatte, ließ ich mich sofort nach dem mir bezüglichen Schiff hinanzubringen, um mir das gefangene Thier in der Nähe anzusehen.

Der Kapitän des Nordost-Posten, ein biederer Mecklenburger, empfing mich auf dem deutsch-mecklenburgische Weise, indem er mir die Rechte darreichte und mit der Linken nach der Portweinflasche griff. Während er einschnitt, erklärte ich ihm den Grund meines Kommens und fragte ihn, ob ich den Löwen sehen könnte.

Der alte Herr beugte sich weiterge- bräunt Anlitz einen Augenblick lang- sam und nachdenklich über das allmälig vollwerdende Glas, stieß dann, ohne sich von der Stelle zu rühren, mit dem Häke die Kapitänshör auf und rief nach Deck: „Karl, wo hast Du den Löwen lassen?“ (Karl, wo hast Du den Löwen gelassen?)

„Karl“ war der Schiffsjunge.

„Ich selb beinige vom Stuhl, so mußte ich über den Kontrast lachen zwischen der Aufregung in San Sebastian del Norte und der stillen Ruhe, mit der der Löwe hier behandelt wurde.“

Nach einer Weile kam denn auch „Karl“ herbeigehottert und antwortete auf meine Frage, wo der Löwe sei, kalt- blütig: „Der sitzt in der Käse!“ und gestellte mich grinsend nach der bezüglichen Stelle.

Richtig, da sah der Löwe, reite Bama, von den Amerikanern gar Nichts genannt, oben auf Deck, mit dem Hintertheil in einem umgefärbten Wasserfädel, an dessen Griff er natuer Weise mit einem Strick angebunden war. Das Thier hatte vielleicht die Größe eines zurge- bliebenen Alettscherbendes.

„Das ist der Löwe?“ fragte ich ent- zückt.

„Ja, halt is hee!“ sagte Karl und fügte noch hinzu: „Hee is bloß noch ein becken lüht, aber ich gleus, hee ward woll noch greuter wa'n, bitt wie no Nordost tohnt.“ (Er ist zwar noch ein hübscher Klein, aber ich glaube er wird schon noch größer werden, bis wir nach Riohock kom- men.) Drüben im Hafen blühten Lichter auf, die Illumination begann. Raketen flogen zum nächtlichen Himmel empor, und aus den geöffneten Fenstern des Hahnenpavillons klangen die Hochs der Beglückten herüber. Es war das Ge- geseh der Löwenbewunderer von San Sebastian del Norte.

**Entschuldigungsartikel.**

Kas ihrem Leserkreise geht Stangens illust. „Reise- und Reisezeitung“ von einer Lehrerin folgende Bittschleife von Entschuldigungsartikeln zu:

„Ich bitte mein Dörchen wegen Kopf- wech an die Luft zu setzen.“

„Die Versammlung der Schule meines Sohnes wurde durch Krankheit unter- brochen.“

„Ich bitte mein Sohn mehr ins Rich- ten zu schicken, indem er mir in die Nacht keine Ruhe läßt, indem er fortwährend phantastet. Auch ich habe in meiner Jugend nicht rechnen können; leider hat es sich später von selber gefunden, so daß ich heute mit Leichtigkeit die Buchführung vollende.“

„Da ich Annoan Sonnabend weil sie klagte um Stiche, den das Turn das bringt alles vor, — wenn es noch mal vorkommt, den schick ich ihr die Stunde nicht nach die Schule und laßt ihr von Doktor untersuchen, den von Turn hat Doktor manach einer den Lohf gesucht. Das ist für Jungen aber nicht für Mäd- chen.“

„Ich bitte meinen Sohn Karl zu ent- schuldigen, er hat gestern Abend unge- heuer gedroht.“

„mgen topm.“

„Geheßtes Fräulein. Indem das es Sie fess zu verindres-ihren tuht, was uf die Schullen druf is, wolte ich Sie man sagen, daß Sie das jarnist anjcht, indem das es noch kein geschriebenes Gejeht gibt was uf die Schullen bruf soll.“

„Geheßtes Fräulein. Meine Armbia mußte die Schule verlassen, weil mein Mann eine Briefstake verloren hatte. Wo sie halt das Lotterieloslos besag, wo wter uns die Geißte müße mußten geben, daselbe wieder in beß zu bekommen, und sie ihn Oktober 14 Jahr wird es nicht draun aufkommen.“

„Meine Tochter Louise hat gefehlt, weil sie einen kleinen Bruder hat ge- kriegt. Sollte es nächste Woche mit- der vorkommen, so entschuldigen Sie bitte.“

**Schuldlosigkeiten.**

„Antonie: „Denke Dir, Helene, ich habe gestern dem Hahnenpavillon einen großen Theil seines Lebens gesteuert!“

Helene: „Wieso?“

Antonie: „Nun, er wollte mir für zehn Jahre seines Lebens einen Kauf geben. Ich that es aber umsonst!“

**Beziehungen.**

Vater (das Schulzeugnis seines Soh- nes durchgehend): „Lateinisch schlecht... Psst, schäme Dich! Du willst ein För- derer sein?“

**Bewiesen.**

Engländer: „Sie sein das Wirth, und sind so groß mit die Gatt?“

Wirth: „Das stimmt ich, aber u t grad zu an jeden Lassen!“

**Sonderbare Anschauung.**

Ordnung (zu seinem in die Ferien kommenden Sohne, einem Studenten): „Sage mal, Sapp, wie lange mußt Du jetzt noch studiren, bis Du 'ne D'ville ragen darfst?“

**Empfehlung.**

„Ist die Köchin, welche Sie mir em- pfehlen, aber auch willig?“

„Ne, oh, Madamem. Die ist die jetzigen Portionen ohne Warten!“

**Stoffenzer.**

„Herrlich (auf der Kriegsschule): „Herrgott! Bis ich all' das im Kopf hab', was ein Lieutenant wissen muß — bin ich länger Major!“

**Ungeheuer.**

Bräutigam: „Du hast keine Ahnung, wie ich Dich liebe — Du bist mein Alles!“

Bräut: „Da hab' ich doch auf etwas mehr geachtet!“

**And ein Zauberkabinett.**

„Wie, dieses Zimmer hier nennen Sie das Zauberkabinett Ihrer Frau?“

„Ja, wenn Sie aus dem heraus- kommt, ist sie so ver wandelt, daß man sie nicht wiedererkennt!“